

# Drogenkonsum im Dienste der Neurologie?

## Gottfried Benns Gedichtzyklus »Der Psychiater«

### im Licht aktueller Debatten um Kreativität und Gehirn

Im folgenden geht es mir in erster Linie um zwei Gedichte Gottfried Benns, welche jeweils unmittelbare Rauscherfahrungen widerspiegeln. Die Rede ist von »O, Nacht –:« und »Cocain«, erschienen im Jahr 1917 innerhalb des Gedichtzyklus »Der Psychiater«<sup>1</sup>. Das lyrische Ich (ein junger Arzt?) laboriert mit Hilfe seines gut gefüllten Medikamentenschrankes an der eigenen Psyche herum. Ein Selbstversuch mit gegenläufigen Resultaten: Zum einen das Erlebnis von schöpferischer Ich-Bezogenheit in »O, Nacht –:«: »Ich will ja nicht so viel, / Ein kleines Stück Zusammenballung, / Ein Abendnebel, eine Wallung / Von Raumverdrang, von Ichgefühl«. Zum anderen, in »Cocain«, die Fokussierung auf einen Moment, in welchem der »süße, tiefersehnte« Zerfall eben dieses zuvor »zusammengeballten« Ichs herbeigewünscht wird. Der Kokainversuch als eine Gratwanderung zwischen diesen beiden Polen. Der Berauschte als Seiltänzer zwischen Ich-Verbundenheit und psychotisch anmutendem Ich-Zerfall.

Dem Nüchternen gaukelt sein Gehirn (zum Glück!) vor, dass sein Körper eine genau definierte Grenze besitze. Benns lyrische Figur erwähnt »Tastkörperchen«, eine Anspielung auf die seinerzeit gerade entdeckten Meissnerschen Tastkörperchen innerhalb der Lederhaut, die den Menschen u.a. sinnesphysiologisch dazu befähigen, seine Körpergrenzen wahrzunehmen. Im titelstiftenden Gedicht des Zyklus, »Der Psychiater«, konstatiert das lyrische Ich: »Tisch ist: Auge und Hand: Gesichts- und Tastempfindung: Erbrechen: ICH.« Die Welt und das »ICH« also als Konstruktion unserer Sinnesorgane und unseres Nervensystems. Bei allem erkenntniskritischen Zweifel an seiner Weltwahrnehmung empfindet sich der Mensch als eigentümlich konsistent. »Oh Du Leugnung Berkeleys«, entfährt

es dem lyrischen Ich zu Beginn des zweiten Gedichtes des »Psychiater«-Zyklus mit dem Titel »Das Instrument«.

Das »Instrument«, hier konkret: das Gehirn, straft die Berkeleyschen Theorien von einer nicht objektiv wahrnehmbaren Umgebung Lügen. Wir glauben unzweifelhaft an das, was wir mit Hilfe unserer Sinnesorgane wahrnehmen, fühlen uns völlig sicher in der Beurteilung unserer Perzeptionen. Und dennoch: Alles, was wahrgenommen wird, ist letztlich durch die Konsistenz unserer Sinnesorgane, also durch die Disposition unseres Gehirns geprägt. Nicht zuletzt die Revolutionen der



Neurowissenschaften um 1900 konnten diesen Sachverhalt bestätigen. Allerdings galt schon seit Kant, dass man »das Ding an sich« niemals begreifen könne. Derlei Kontroversen sorgen heute wiederum für lebhaftere Diskussionen.<sup>2</sup>

In diesem Spannungsfeld bewegen sich auch Benns Gedichte: In der Dichtung kann der Autor die Widersprüche austragen, welche ihm das Leben als empirischer Naturwissenschaftler verwehrt.

Auch mit Hilfe der Drogen lässt sich eine saturierte Sicht auf die Welt aus den Angeln heben, die Weltwahrnehmung und Ich-Abgrenzung gerät ins Wanken, der Berauschte als ein antibürgerlicher Sinnesforscher, die Multiperspektivität eines Künstlerhirnes, beflügelt von einer Droge namens Kokain. Welt entsteht so völlig neu, das lyrische Ich begreift sich als »einsamen Gott« – das Künstlerhirn also als antimetaphysischer Gott, als Demiurg in

»O, Nacht –:«. Das Omnipotenzgebahren des Kokainberauschten verdichtet sich zu dem Künstlerwahn, die Welt neu zu erschaffen. Im Gegensatz zu der auch formal strengen Komposition von »O, Nacht –:« blicken wir in »Cocain« auf ein »Zersprengtes Ich«, welches nach Entformung giert: »Verströme, o verströme Du – gebäre / Blutbäuchig das Entformte her.« Die zersprengte Form des lyrischen Textes in »Cocain« spiegelt sich in der psychischen Disposition des lyrischen Ichs wider. Was bei einem Psychotiker als qualvolle »Ich-Störung« imponiert, genießt die kokainberauschte lyrische Figur als Grenzerfahrung, als »das Entformte«.

Der stringenten Form in »O, Nacht –:« steht eine inhaltliche, assoziative Lockerung gegenüber. Der Dichter als Schöpfer neuartiger Wortkombinationen und Neologismen: »Worte = Wolkenbrüche«, »Ding = Gewerde«, »Schädel = Flederwisch« oder »Tag = verblühte«. Die Statik einer formalen Syntax wird inhaltlich gebrochen. Aus dem Tiefenhirn steigen die Wortkombinationen frei herauf, das Kokain hat den kortikalen Filter zerborsten, hat ein Transmittergewitter evoziert. Das lyrische Ich hofft zu einer »Zusammenballung« kreativer Impulse zu gelangen. Die oben zitierten Wortgleichsetzungen sind auch als ein dialektisches System von Statik gegen Dynamik zu begreifen. Worte sind nicht länger als schnöde, aufs Papier gebannte, unveränderliche Schriftzeichen zu verstehen, sondern als bedrohliche »Wolkenbrüche«. Den Wörtern wird eine physische Präsenz zugesprochen, da ist von einem »Donner« die Rede, Wörter sind Naturgewalt, Refugium und Gefahr zugleich. Auch den Drogen wohnt diese Ambivalenz inne: Sie sind Gift und Medizin. Schon das griechische Wort »pharmakon« spiegelt etymologisch diese Zweideutigkeit wieder. Analog zu den Diskursen um eine objektivierbare Wahrnehmung rau-

schen die Bennischen Verse wie flüchtige Sinneswahrnehmungen vorüber, die mit den oft zitierten »Flimmerhaaren« bzw. den oben genannten »Tastkörperchen«, diesen feinen Sensoren dichterischer, berauschter Wahrnehmung aus der Umgebung gesaugt werden, denn: »O, still! Ich spüre kleines Rammeln: / Es sternt mich an«.

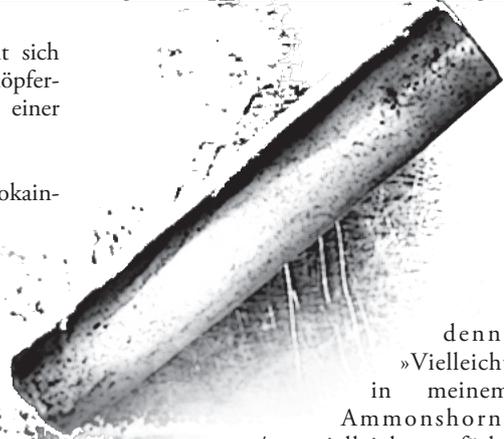
Von der Muse Kokain geküsst, wird die Welt um den Dichter scharf, Kontraste werden verstärkt, »Donner« versus »leises Rammeln«. Die Leichtigkeit dieser Verse widerspricht jedem axiomatischen »So ist es!«. Dergleichen wäre eine Verblendung, der Dichter wäre seiner eigenen hirnpfysiologischen Konstruktion auf den Leim gegangen. Aber es gibt keine Sicherheiten, der Tag »verblüht«, wie auch das Wort durch Kokain beflügelt hinweg-rauscht. Unser »Schädel«, ein »Flederwisch«. »Flederwisch« bezeichnet einen Staubwedel, der aus dem ersten Glied eines Gänseflügels samt der daran befindlichen Federn besteht. Das niederfrequente, nahezu neologistisch anmutende Nomen, geboren aus einer Assoziation von »Feder«, »Fittich«, »Flattern« und »Wisch«, öffnet selbst Raum für unendliche Assoziationen. Die Leichtigkeit und das Verflattern von Federn steht der Präsenz beständiger, Jahrhunderte überdauernder Schädelknochen gegenüber – ein Seitenhieb auf die Hirnkartographen<sup>3</sup>, denen Benn seine flüchtige »Nervenmythe« entgegenhält. Das Phänomen Gehirn ist für den poeta doctus offensichtlich nicht am Reißbrett der Schädelvermesser (Gall, Wernicke, Broca) zu entschlüsseln. Tief im Schädelkasten rumort es weiter, die kollektiven Mythen C.G. Jungs sind hier vorweggenommen (mit denen sich Benn einige Jahre später beschäftigen wird). Klaus Theweleit erkennt Gottfried Benns Anliegen, »die Realien von griechischer Mythologie, moderner Medizin, schamanischen Rauschverfahren miteinander [zu] verbinden zu neuen Realien unter laufender Einarbeitung der Geographien der Erde in einer kinoartigen Montagetechnik«. <sup>4</sup> Durch diese Neu- »Zusammenballung« von bisher scheinbar divergenten Sinnzusammenhängen entsteht eine neue, nur scheinbar irrationale Realität, ein neuartiges Spannungsfeld, das die Hirnströme in bisher ungeahnte Bahnen lenkt. Benns erklärtes poetologisches Ziel ist schließlich die »Zusammenhangsdurchstoßung«. Sehnsucht nach »Zusammenballung« in »O, Nacht –« ist also auch poetologisch zu lesen, die Droge dient hier als Vehikel für einen möglichen Verdichtungsprozess im Sinne eines Gedichtes. Eine inhaltlich-

klangliche Assoziationskette spannt sich vom Ich als einem göttlichem Schöpfer-ICH zum Ged-ICH-t im Sinne einer »Zusammenballung«.

Gottfried Benn schreibt seine Kokain-Gedichte ungefähr zur selben Zeit wie die *Gehirne*-Novellen. Auch darin werden die Grenzen des Ichs ausgelotet, auch dort erforscht ein von der Wissenschaft ausgebrannter Arzt sich selbst: Rönne, ein alter ego Benns. Benn setzte sich seinerzeit intensiv mit psychologischen Phänomenen wie der »Depersonalisierung« auseinander. In seinem autobiographischen Abriss »Epilog« von 1921 gibt er zu Protokoll:

»Ich versuchte mir darüber klar zu werden, woran ich litt. Von psychiatrischen Lehrbüchern aus, in denen ich suchte, kam ich zu modernen psychologischen Arbeiten, zum Teil sehr merkwürdigen, namentlich der französischen Schule; ich vertiefte mich in die Schilderung des Zustandes, der als Depersonalisation oder als Entfremdung der Wahrnehmungswelt bezeichnet wird, ich begann, das Ich zu erkennen als Gebilde, das mit einer Gewalt, gegen die die Schwerkraft der Hauch einer Schneeflocke war [...]«<sup>5</sup>

Das Ich als »Flederwisch«. Die Selbsterfahrung von Depersonalisation – ein besonders interessanter Grenzzustand zwischen »normaler« Wahrnehmung und pathologischem Leiden – dürfte Benn, neben eigenen Drogenenerfahrungen, wesentliche Impulse für seine Dichtung gegeben haben. Auch in Situationen der Angst, der Hypoxie oder Extase kann jeder gesunde Mensch die Erfahrung körperlich-psychischer Entfremdung machen. Ähnlich wie in Büchners *Lenz* fließen die überwältigende Erfahrung am eigenen Körper und medizinisch-psychiatrische Vorbildung auch in Benns *Gehirne* in einer literarischen Figur zusammen: Werff Rönne. In »Der Psychiater« reflektiert das lyrische Ich seine Tätigkeit: »Der Laie greift sich an den Schädel. / Ich fasse an ein Staatsorgan / Und den Nachtwächter des Beischlafs: Grünes über / den Unterleib«. Es handelt sich bei den Autopsychographien des Gedichtzyklus »Der Psychiater« also um eine höchste professionelle Suche nach den Funktionsbedingungen unseres Gehirns. Benn greift in seinem einleitenden Gedicht die Forschungsmethoden der damals aufkeimenden Neuropathologie auf,



denn:  
»Vielleicht  
in meinem  
Ammonshorn;  
/ vielleicht färbt  
Phenylhydrazin / Mein Wasser  
himmelblau.« Eine Psychochirurgie bei vollem Bewusstsein also und zugleich ein dezenter Seitenhieb gegen die überschwingliche Leichtfüßigkeit der damaligen Neuropathologen, die anhand von eingefärbten Hirnschnitten in reduktionistischer Art und Weise auf komplexe Bewusstseinsvorgänge zu schließen glaubten.<sup>6</sup> Diesen damals sehr in Mode gekommenen experimentellen Reduktionismus bricht Benn durch seine Chiffre vom »blauen Wasser«. Es geht hierbei um das Tiefenhirn, den Rausch, die Dichtung, alles Assoziationen, die das vielgedeutete Bennische »Blau« umspannen.

Hier also spielen sich Benns Räusche ab, im »Ammonshorn«, einem Teil des limbischen Systems, der unser Gedächtnis, unsere Gefühle, Triebregungen, kurz: die vier F (fürchten, fressen, fechten und ... Sex) steuert. Im Gegensatz dazu wacht der »Nachtwächter der Beischlafs«, die Hirnrinde, über die Triebregung des Tiefenhirns. Hier, an der Gehirnoberfläche wird gezähmt und reglementiert, was nicht mit dem Unbewussten in Verbindung treten soll. Das »Staatsorgan«, das ist letztlich das Großhirn, die Hirnrinde. Dagegen ist »meine Innenschläfe die Fresse, / Die mich anstinkt«, so der brachiale erste Vers des »Psychiater«-Zyklus. Die Innenschläfe steht wiederum für das limbische System, welches tatsächlich im Schläfen- bzw. Temporallappen des Gehirns lokalisiert ist. Hier haben die Provokationen innerhalb des Künstlerhirns ihren Ursprung. Hier werden die Bennischen Räusche erzeugt. In den beiden Versen koppeln sich Geruch, Emotion und Aggression zu einem explosiv-kreativen Gemisch. Der sezierend-oberflächliche Blick eines Gehirnanatomen wird zugunsten einer zunächst grotesk anmutenden Metaphorik verlassen. Das ist eben nicht die distinktierte, wissenschaftlich nüchterne Sicht auf ein eigentlich vielschichtiges »Staats-« oder Königsorgan. Von dem Blick auf das Gehirn hängen Weltbilder ab, inso-

fern ist es »Staatsangelegenheit«. Benn erkennt: Hirnforschung ist immer auch Ideologie. Aus ideologischen und kulturgeschichtlichen Gründen etwa billigte man den »niedereren« Hirnregionen lange Zeit keine Beteiligung an »höheren« kognitiven Funktionen zu. Der Neurologe und Philosoph Gerhardt Roth bringt das Dilemma der Kognitionsforschung auf den Punkt:

»Das abendländische Denken ist ein zutiefst dualistisches Denken: Geist gegen Körper, Verstand gegen Gefühle, Willensfreiheit gegen Trieb. Das erste ist jeweils edel und stellt den Menschen in die Nähe des Göttlichen, das zweite ist unedel und bildet das tierische Erbe im Menschen. [...] Dieses dualistische Denken hat auch in der Hirnforschung seinen Niederschlag gefunden. Wie selbstverständlich werden die logisch-rationalen Fähigkeiten unseres Gehirns als die ‚höchsten Hirnfunktionen‘ angesehen [...] Ich habe bereits auf die Unhaltbarkeit dieses Weltbildes hingewiesen.«<sup>7</sup>

Im Kortex werden also die Triebe gezähmt und ins Tiefenhirn verbannt, Unheimliches und Unliebsames wird allzu schnell den Zuständigkeiten des Tiefenhirns übergeben. Wohin zum Beispiel mit der Dichtung, diesem Wurmfortsatz der Neurologie? Wohin mit einer scheinbar so abstrusen Formulierung wie »Vielleicht färbt Phenylhydrazin / Mein Wasser himmelblau?« Der sichere Boden der Neuropathologie wird radikal verlassen, im Raum steht ein poetisches Bild, keine scheinseriöse Wissenschaft, kein Surrogat. Assoziationen von Hirnwasser (= Liquor) drängen sich auf. Antike Vorstellungen von der Seele, wohnhaft in den wasser- bzw. luftgefüllten Hirnventrikeln, sind hier zu einem Konstrukt verwoben, zu einem blauen Rauschen, zu einem poetischen Rausch, zu einer Bennischen »Nervenmythe«, generiert in einer Tiefenhirnstruktur mit Gedächtnisfunktion – dem Ammonshorn. Genau auf diese Hirnstruktur zielt Benn auch in »Cocain«, wenn er vom fremden »Klang an unerwähnten / Gebilden meines Ichs am Unterbau« spricht. Diesen »unerwähnten«, d.h. von der damaligen Forschung wenig beachteten Hirnstrukturen vom Unterbau des »Ichs« gilt offenbar Benns ganze Aufmerksamkeit.

Phänomene wie Kreativität, Entgrenzung und Rausch gaben den Hirnforschern

seit jeher Rätsel auf. Wie bereits angedeutet, wendet sich die derzeitige Neurologie (nach der Ergründung von höher angesiedelten kognitiven Prozessen wie Sprache, Gedächtnis usw.) zunehmend der Erforschung von Emotionen und Kreativität zu. In diesem Zusammenhang ist u.a. das Buch des amerikanischen Neurologen Antonio Damasio mit dem für sich sprechenden Titel *Ich fühle, also bin ich* erwähnenswert.<sup>8</sup> Jeder noch so objektiv reine Gedanke, so Damasio, sei von Emotionen unterwandert, sie erst gäben unserem Bewusstsein, unserem Menschsein eine Färbung. Die Neurowissenschaften im 20. Jahrhundert hätten diesen Tatbestand weitgehend negiert. Damasio hat die tiefer gelegenen Hirnareale intensiv beforcht und räumt auch der Sprache (und somit der Dichtung) einen subkortikalen Einflussbereich ein.

Die amerikanische Neurologin Alice Flaherty beschreibt in ihrem ebenfalls lesenswerten Buch *Die Mitternachtskrankheit* einen Zusammenhang zwischen Kokaingebrauch und Schreibsucht. Sie macht insbesondere Netzwerke in den Basalganglien (einem Teil des limbischen Systems) für Schreibzwänge verantwortlich.<sup>9</sup> Etwas polemisch könnte man also behaupten, dass Benn mit seiner literarischen Produktion quasi intuitiv der damaligen Neurowissenschaft voraus war. Er erkannte den Widerspruch zwischen einer übersteigerten, lokalisationistischen Kortexfokussierung und einer Diskreditierung der evolutionsbiologisch zwar älteren, aber darum nicht minderwertigen Hirnschichten. Für Benn ist kulturelle Leistung nur durch das Zusammenspiel von Trieb und Triebsublimierung möglich. Die Funktionsweisen des Gehirns kann nur erschließen, wer die Kultur nicht von dessen dunklen Seiten entkoppelt. Benn rekurriert auf die Komplexität neuronaler Aktivität als »Hirnschauer mürbesten Vorübergehens«.

Von großer Bedeutung scheint mir auch im Hinblick auf die aktuelle Neurologie eine gegenseitige erkenntniskritische Befruchtung zu sein: »Ohne Drogen läuft nichts / Hier im Irrgang der Zeichen [...] Wer ist der Herr der Opiate, die das Hirn selbst erzeugt?«<sup>10</sup> Zwei Verse des zeitgenössischen Lyrikers Durs Grünbein aus dem Zyklus »Schädelbasislektion«. Wahrnehmung unter Opiateinfluss als permanente Realität, keineswegs im Sinne eines Ausnahmezustandes. Ein jeder in seiner eigenen Welt, jeder in seiner eigenen (solipsistischen?) biochemischen Konstruktion. Ist also tatsächlich nur ein

vordergründiger Wahrnehmungskonsens möglich, nur Schnittmengen von Übereinkunft mit einem imaginierten Du? Die Bennischen »Zusammenhangs durchstoßungen« als ein Grünbeinsches Alltagsphänomen, Weltwahrnehmung als schmöde Transmittermodulation endogener Drogen. Ein nicht zuletzt durch die Erkenntnisse der Neurowissenschaften geläutertes »Ich« ringt um seine verlorene Autonomie, denn: »In einer Schlafmohnkapsel lag ich und träumte / Im Nacken den Zeitpfeil, ein metaphysisches Tier.«<sup>11</sup> Hier verlässt der Dichter Grünbein den Boden der aktuellen Neurophysiologie, schafft sich analog zu den Räuschen des Doktor Benn einen Freiraum. Er schwimmt sich frei vom ernüchternden Reduktionismus zeitgenössischer Hirnforscher und hält dem vermeintlichen Bündel aus Reizen und Reflexen, dem menschlichen Gehirn, den bunt schillernden Opal seiner »Kreativität« entgegen.

DANIEL KETTELER:

Jg. 1978, wohnt in Aachen und studiert dort Medizin und Germanistik (Literaturwissenschaft, Linguistik, Neurolinguistik). Zur Zeit absolviert er sein »Praktisches Jahr« im Aachener Klinikum und schreibt an seiner Magisterarbeit über Gottfried Benn. Medizinische Dissertation im Bereich Neurolinguistik. Neben wissenschaftlichen Publikationen auch literarische Veröffentlichungen, z.B. in *lauter niemand*, *Am Erker* und *Dreischneuß*, und Organisation von Lesungen in Aachen, Hamburg und Berlin. Zusammen mit Christoph Wenzel Herausgeber der Literaturzeitschrift *[SIC]* (auch im Internet unter [www.siconline.de](http://www.siconline.de)).

**O, Nacht –:**

O, Nacht! Ich nahm schon Kokain,  
Und Blutverteilung ist im Gange.  
Das Haar wird grau, die Jahre flieh'n,  
Ich muß, ich muß im Überschwange  
Noch einmal vorm Vergängnis blüh'n.

O, Nacht! Ich will ja nicht so viel,  
Ein kleines Stück Zusammenballung,  
Ein Abendnebel, eine Wallung  
Von Raumverdrang, von Ichgefühl.

Tastkörperchen, Rotzellensaum  
Ein Hin und Her, und mit Gerüchen;  
Zerfetzt von Worte = Wolkenbrüchen –:  
Zu tief im Hirn, zu schmal im Traum.

Die Steine flügeln an die Erde.  
Nach kleinen Schatten schnappt der Fisch.  
Nur tückisch durch das Ding = Gewerde  
Taumelt der Schädel = Flederwisch.

O, Nacht! Ich mag Dich kaum bemühn!  
Ein kleines Stück nur, eine Spange  
Von Ichgefühl – im Überschwange  
Noch einmal vorm Vergängnis blüh'n!

O, Nacht, o leih mir Stirn und Haar,  
Verfließ Dich um das Tag = verblühte!  
Sei, die mich aus der Nervenmythe  
Zu Kelch und Krone heimgebar.

O, still! Ich spüre kleines Rammeln:  
Es sternt mich an – Es ist kein Spott –:  
Gesicht, ich: mich, einsamen Gott,  
Sich groß um einen Donner sammeln.

(1917)

**Cocain**

Den Ich-zerfall, den süßen, tiefersehnten,  
Den gibst Du mir: schon ist die Kehle rau,  
Schon ist der fremde Klang an unerwähnten  
Gebilden meines Ichs am Unterbau.

Nicht mehr am Schwerte, das der Mutter Scheide  
Entsprang, um da und dort ein Werk zu tun  
Und stählern schlägt – –: gesunken in die Heide,  
Wo Hügel kaum enthüllter Formen ruhn!

Ein laues Glatt, ein kleines Etwas, Eben -  
Und nun entsteigt für Hauche eines Wehns  
Das Ur, geballt, Nicht-seine beben  
Hirnschauer mürbesten Vorübergehns.

Zersprengtes Ich – o aufgetrunkene Schwäre -  
Verwehte Fieber – süß zerborstene Wehr –:  
Verströme, o verströme Du – gebäre  
Blutbäuchig das Entformte her.

(1917)

<sup>1</sup> Benn, Gottfried: Gedichte in der Fassung der Erstdrucke. Mit einer Einführung herausgegeben von Bruno Hillebrand. Frankfurt a.M. 2001. S. 99 ff.

<sup>2</sup> Aktuell ist zu diesem Thema die Kontroverse um die radikalen Konstruktivistin Gerhard Roth und Wolfgang Singer anzuführen. Die wissenschaftshistorischen und erkenntnistheoretischen Grundlagen zu diesen Ideen sind jedoch zur Jahrhundertwende zu suchen. Sinnesphysiologen wie Wundt und Helmholtz wiesen die Verzahnungen von Wahrnehmung und subjektiver Weltwahrnehmung mit Hilfe einfacher Experimente nach. So erkannte Wilhelm Wundt im Funkenregen bei leichtem Druck auf den Augapfel eine im Hirn erzeugte Eigenwahrnehmung, eine sogenannte »phantastische Gesichterscheinung« (= Lichtblitze). Auch Benns psychiatrischer Lehrer Theodor Ziehen prägte seine Studenten durch erkenntnistheoretisch fundierte Zweifel an einer objektiv möglichen Weltwahrnehmung.

<sup>3</sup> Nicht zuletzt eine Anspielung auf die Hirnlokalisationisten, unter denen zunächst Gall versuchte, anhand von Schädeln seiner Probanden auf deren Charakterzüge zu schließen (Phrenologie).

<sup>4</sup> Theweleit, Klaus: Buch der Könige. Band 2x: Orpheus am Machtpol. Berlin 1995. S. 175.

<sup>5</sup> Benn, Gottfried: Prosa und Autobiographie in der Fassung der Erstdrucke. Mit einer Einführung herausgegeben von Bruno Hillebrand. Frankfurt a.M. 1998. S. 252 f.

<sup>6</sup> Ähnlich euphorischer Überschwang herrscht in der heutigen Hirnforschung in Bezug auf das computerisierte Pendant der damaligen Neuropathologie: der sogenannten funktionellen Bildgebung etwa mittels Magnetresonanztomographie (f-MRT). Je nach Sauerstoffverbrauch erkennt der Betrachter hierbei eine gewisse (farbig visualisierte) Hirnaktivität in bestimmten Hirnregionen. Mediale Slogans wie »dem Gehirn beim Denken zuschauen«, täuschen darüber hinweg, dass man mit solchen Messungen nur sehr grobe Abbilder von der Funktionsweise menschlichen Denkens gewinnt.

<sup>7</sup> Roth, Gerhard: Das Gehirn und seine Wirklichkeit. Kognitive Neurobiologie und ihre philosophischen Konsequenzen. Frankfurt a. M. 1997. S. 60.

<sup>8</sup> Damasio, Antonio R.: Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins. München 2000.

<sup>9</sup> Vgl. Flaherty, Alice: Die Mitternachtskrankheit. Warum Schriftsteller schreiben müssen. Schreibzwang, Schreibrausch, Schreibblockade und das kreative Gehirn. Berlin 2004. S. 248

<sup>10</sup> Grünbein, Durs: Schädelbasislektion. Frankfurt a.M. 1991. S. 14.

<sup>11</sup> ebd. S. 48